

STÜCK

Die Trivialisierung ist die Apokalypse

Matthias Brenner über Ralph Hammerthalers „Alleinunterhalter“ im Gespräch mit Gunnar Decker

von Matthias Brenner und Gunnar Decker

Matthias Brenner, Sie werden am Neuen Theater in Halle den „Alleinunterhalter“ von Ralph Hammerthaler spielen. Beim ersten Lesen war ich irritiert über die Trivialität des Sujets. Aber dann schien es mir eine Art Endzeitzustand zu zeigen, der nach uns greift. Wie ging es Ihnen?

Ähnlich, zuerst war auch ich irritiert, geradezu befremdet. Aber dann begann ich, mich in die Figur hineinzudenken. Dieser spezielle Typus des Unterhalters ist ja etwas tief Zwiespältiges. Ich dachte an O. F. Weidling, der in der DDR berühmt war und dann wegen einiger nicht genehmer politischer Äußerungen nicht mehr auftreten durfte. Was war das für ein schweres einsames Schicksal! Oder Achim Mentzel, der aus der frühen DDR-Beatmusik kam und dann mit volkstümlicher Musik so einen Riesenerfolg hatte, dass er fortan nur noch das machte – obwohl seine Wurzeln ganz andere sind. Da kommt man dann zum Problem der Massenkultur, der Unterhaltung als Ware, die verkauft werden muss und oft in Widerspruch zu den eigenen Werten steht. Da wird es widersprüchlich, das hat ja auch mit Theater zu tun, das einerseits unterhalten will und andererseits damit einen Anspruch verknüpft, nämlich Urteilskraft zu bilden, über Konsummechanismen aufzuklären, und mit der Verführungskraft von Geschichten ein Spiel betreibt, das zugleich fasziniert und die Mechanismen solcherart Faszination selbst zum Thema macht. Der Alleinunterhalter steht vor dem Problem der Trivialität, er muss gefallen, daran hängt seine Existenz. Damit aber ist auch etwas Schicksalhafter verbunden, Schmerz und Einsamkeit. So bekommt das Ganze tatsächlich einen apokalyptischen Kontext.

Sie haben Erfahrung mit Monologabenden, was ist das Besondere am „Alleinunterhalter“?

Ja, das stimmt, mit Kafkas „Verwandlung“ und Falladas „Trinker“ bin ich bereits aufgetreten. Als Quasi-Alleinunterhalter mit allerdings tief in Erwartungshaltungen einschneidenden Texten. Das wollte ich gern fortsetzen, und da fand ich Hammerthalers Monolog passend – die Sehnsüchte und Nöte des allein vor einem Publikum stehenden Auftrittskünstlers kenne ich, das ist nichts, was außerhalb von mir liegt, das ist auch ein Teil von mir. Darum geht es. Das Besondere am „Alleinunterhalter“ scheint mir dabei, dass die Sprache nur eine Maske ist. Man muss dahinter zurückgehen und eine weitere Ebene für das Spiel finden. Ich denke, für den Abend wird das entscheidend die Musik sein, die der Alleinunterhalter spielt, das reizt mich besonders. Es geht ja auch um einen inneren Zustand. Da ist echte Sehnsucht, die keinen Platz für sich findet. Da rennt und rennt jemand und knallt dann gegen die Wand. Das muss man erforschen, die Figur braucht eine spekulative Dimension.

Die Regie führen Sie diesmal nicht selbst?

Nein, ich werde mit dem Regisseur Dietmar Rahnefeld zusammenarbeiten, natürlich auch das Gespräch mit dem Autor Ralph Hammerthaler fortsetzen. Den Fremdblick auf das eigene Spiel finde ich wichtig. Jemanden, der einem sagt, was ihn langweilt. Die Konstellation etwa im Monolog, ein Mann und zwei Frauen, eine ältere und eine jüngere, ist ja schon tausend Mal da gewesen. Das ist normal in einem Leben, das kreist um eine durchaus gewohnte Mittelebene. Mir kommt es darauf an, das Groteske und Absurde der Szene herauszuarbeiten, in eine Spirale zu gelangen, wo es wirklich extrem wird. Und zugleich bleibt es Unterhaltung. Davor habe ich auch gar keine Angst. Die Wahrheit falscher Töne hörbar zu machen, etwa mit der Operette, kann ja überaus reizvoll sein, wie wir mit dem „Weißen Rössl“ herausgefunden haben.

Eine ironische Brechung?

Ironie ist aber nicht genug, es geht immer auch um ein bitterernstes Balancieren auf der Rasierklinge. Da sind wir wieder bei der Apokalypse: die Verzweiflung von einem, der den künstlerischen Ausdruck sucht und dann mit Bitterkeit erkennen muss, dass er selbst nur ein abgetretener Abdruck im Boden ist. Der Abdruck des Alleinunterhalters ist real, sein Ausdruck aber scheint voller grotesker und aberwitziger Momente. Da möchte ich mit Hammerthalers Text gern hin. Der Alleinunterhalter versucht wie jeder, der sich auf den Boulevard der Eitelkeiten begibt, das Publikum zu seinem Komplizen zu machen, darin eben besteht die Trivialisierung des echten Anliegens, das Publikum zum Teilhaber an dem Prozess künstlerischer Hervorbringung zu machen. Da geht es zugleich um Unterhaltung und das Bewusstwerden komplizierter Zusammenhänge, die eben nicht konsumierbar, nur begreifbar sind.

Sie spielen nicht nur den Alleinunterhalter, sondern werden auch singen?

Vermutlich, der Aberwitz liegt ja im a cappella! Es gibt Lieder, die ich mit 14 gesungen habe, quasi unter der Dusche, und dann nie mehr. Trotzdem haben sie eine bestimmte Funktion in meinem Leben gehabt, sie gehören zum Fundus echter und eingebildeter Seelennöte. Aber auch falsche Gefühle können einen an den Rand der Existenz bringen. Ich habe mich in dem Moment für den „Alleinunterhalter“ als Monolog entschieden, in dem er sich entwürdigt fühlt, das hat mich ergriffen; damit, denke ich, kann ich spielen, so dass etwas Mehrdeutiges, Unauflösbares in die Figur kommt.

Als Schauspieler, Regisseur und Intendant sind Sie ja bekannt dafür, dass Sie aus der Not oft genug eine Tugend gemacht haben. Als Sie 2011 am Volkstheater Rostock „Effi Briest“ probten, wurde der Zuschauerraum wegen Brandschutzmängeln gesperrt, doch die Bühne blieb weiterhin für Proben und Aufführungen offen. Da haben sie die Premiere kurzerhand ins Internet verlegt!

Ja, das war eine absurde Szenerie, die typisch für den Umgang der Stadt Rostock mit dem Volkstheater war. Aber die Schauspieler und alle, die daran beteiligt waren, hat das ungeheuer solidarisch miteinander gemacht. Das war eine neue Erfahrung: im leeren Raum ohne Resonanz zu spielen und dann im Internet die Kommentare zu lesen. Über 300 000 Mal wurde „Effi Briest“ angeklickt: eine Demonstration! Das zeigt, dass man sich etwas ausdenken muss, immer wieder neue Wege gehen muss. Wir haben das damals mit sechs Kameras aufgenommen und so nicht nur Neuland betreten, sondern uns auch mit einem interessanten Medium, das dem Theater offensteht, auseinandergesetzt.

Derzeit proben Sie „Fame – Das Musical“. Auch eine Spielart des Themas von echter Sehnsucht und falschen Erfüllungen?

Ja, mit 92 Akteuren auf der Bühne; das ist etwas ganz Besonderes, ein kollektiver Erfahrungsprozess, eine Wiederaneignung des Spiels! Aber auch eine Grenzüberschreitung für ein so kleines Theater wie unseres. Der Zusammenhang zwischen Bühne und Zuschauerraum wird dabei als etwas Kostbares erfahrbar, das wir verteidigen müssen. Darum machen wir eben diese Projekte, die die Verbindung zwischen Spielern und Zuschauern hervorheben. Das ist auch Widerstand gegen die drohende Apokalypse in Gestalt des Alleinunterhalters. Ich bin ja auch als Intendant, Regisseur und gelernter Schauspieler selbst als Person auf der Bühne wahrnehmbar.

Warum tun Sie das?

Das scheint mir in der derzeitigen Situation des Theaters wichtig, das ist eine echte Aufgabe für die Theater vor allem auch in den kleineren Städten: Sie müssen Wertediskussionen anstoßen, die in der Gesellschaft sonst kaum geführt werden. Das bloße Erfolgreichsein-Wollen reicht doch nicht. Welchen Sinn hat Handeln? Immer nur weiteres Wachstum ist doch selbst ein Teil des Verhängniszusammenhangs, in dem wir stehen. Deshalb bedarf es Foren der Auseinandersetzung. Ich glaube zum Beispiel, dass nicht nur das Gewinnen, auch das Verlieren im Leben eines Menschen wertvoll ist. Dass Kunst, um es plakativ zu sagen, nicht aus dem Haben erwächst, sondern aus dem Sein – also auch aus der Not des Sagens und dem realen Mangel.

Heißt das, Geld ist für Sie als Theaterleiter kein Thema?

Doch, natürlich steht man mit einem Theater permanent in den Verteilungskämpfen. Und das Schlimme ist: Uns geht es ja nicht darum, immer mehr Geld haben zu wollen, das ist ja nicht die Situation; die absurde Grunderfahrung der künstlerisch Arbeitenden auch an meinem Theater ist: Für die Politik scheinen diejenigen, die auf der Bühne stehen, immer am leichtesten entbehrlich, sie sind am wenigsten geschützt, man kann sie schnell abräumen. Da bewegen wir uns seit Jahren in einer Abwärtsspirale, wir beweisen täglich neu, dass wir Stroh zu Gold spinnen können – aber genau das ist sehr zweischneidig. Denn irgendwann muss die Königin auch ihr Kind kriegen, sonst war das alles umsonst. Sonst wird am Ende irgendwann bloß noch leeres Stroh gedroschen – dann ist Trivialisierung absolut geworden. //

Quelle: <https://www.theaterderzeit.de/2015/03/32420/komplett/>

Abgerufen am: 06.08.2021